

neuen gemeinsamen Kirchentages mehr und konkreter zum Zug kommen zu lassen.“

Unter dem Eindruck des eben zu Ende gegangenen evangelischen Kirchentags in Hamburg kann diese Bitte nur im Grundsatz wiederholt werden. Statt von einem ökumenischen Treffen sollte man besser von einem Christentag oder Christentreffen in Deutschland sprechen. Der konkrete Einbezug der Gemeinden könnte heute besser gelingen als vor 24 Jahren. Die Zahl der Teilnehmer sollte keine so große Rolle in der Zielvorstellung spielen. Wichtiger ist die Konzentrierung auf die Suche nach Wegen, die zur Lösung der Sinnfragen des modernen Menschen führen. Diese werden zur Jahrtausendwende wohl noch dringlicher. Die Lösung liegt nicht in der Verteidigung gestriger Bastionen, und schon gar nicht in der Menge der Auswahl von religiös kaschierten Beliebigkeiten.

In seinem Apostolischen Schreiben zur Vorbereitung der Feier zur Jahrtausendwende weist

Papst Johannes Paul II. auf eine Aufgabe besonders hin: „Das Herannahen des Endes des zweiten Jahrtausends spornt alle zu einer Gewissensprüfung und zu passenden ökumenischen Initiativen an, so daß man im großen Jubeljahr, wenn schon nicht in völliger Einheit, so wenigstens in der Zuversicht auftreten kann, der Überwindung der Spaltungen des zweiten Jahrtausends sehr nahe zu sein. Dazu bedarf es – das sieht jeder – einer enormen Anstrengung“ (34).

Der Pfingstgeist zeigt die einzig mögliche Zielvorstellung an: „Wir hören sie in verschiedenen Sprachen Gottes große Taten verkünden“ (Apg 2, 11). Das ist die Einheit in Vielfalt, die das Skandalum einer zerrissenen Christenheit aufheben kann. „Alle sollen eins sein: wie du Vater in mir bist, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17, 21). Ein Christentreffen neuer Art könnte solches Zeugnis geben.

*Henry Fischer*

## Max Picard und das „apokalyptische“ Denken

Umberto Eco hat – mit einem zwinkernden Auge – die Kulturphilosophen einmal in zwei Gruppen aufgeteilt, in Apokalyptiker und Integrierte. Die Integrierten huldigen nach Eco einem vorbehaltlosen Fortschrittsoptimismus, während die Apokalyptiker „in den Geschehnissen der Vergangenheit lauter Symbole einer wohlbekannten Harmonie erblicken und in denen der Gegenwart lauter Symbole eines unaufhaltsamen Niedergangs, so daß ihnen jedes Mädchen im Minirock nur als dechiffrierbare Hieroglyphe für ein Ende der Zeiten erscheint“. Als Paradebeispiel eines Integrierten nennt Eco den amerikanischen Medienforscher Marshall McLuhan, und Hans Sedlmayr, der die Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte als fortschreitenden „Verlust der Mitte“ (1948) beschrieb, gilt ihm als musterhafter Apokalyptiker.

Schon Jahre vor Sedlmayr hat der Schweizer Max Picard (1888–1965) mit apokalyptischen Büchern (im Sinn Ecos) wie „Der letzte Mensch“ (1921) oder „Die Flucht vor Gott“ (1934) Aufsehen erregt. Rainer Maria Rilke, Joseph Roth, Hermann Hesse, Rudolf Kassner und Gabriel

Marcel zählten zu seinem Leserkreis, und seine Werke wurden in zehn Sprachen übersetzt. Man bewunderte Picards schonungslose Gegenwarts-kritik, die in einem brillanten Stil vorgetragen wurde. Hesse nannte eine von Picards Publikationen eine „seherische Dichtung“ und „echte Vision“, und das Attribut eines „Sehers“, mit dem sich Picard übrigens am besten charakterisiert fühlte, wurde ihm von zeitgenössischen Rezensenten am häufigsten verliehen. Heute freilich gilt er in den paar Nachschlagewerken, die ihn noch führen, weniger emotionsreich als Kulturphilosoph und Kulturessayist konservativer Prägung.

Max Picard wuchs als Kind schweizerischer Eltern, die den jüdischen Glauben praktizierten, im Schwarzwald auf. Nach Abschluß eines Medizinstudiums übte er den Arztberuf nur wenige Jahre in München aus. Schon 1918 übersiedelte Picard in das Tessin (Schweiz) und lebte dort als freier Schriftsteller. Am Osterdienstag 1939 ließ er sich katholisch taufen, was einige Freunde als opportunistisches Überlaufen zum Feind mißinterpretierten. Aber Max Picard fühlte sich auch

weiterhin ganz als Jude, und vielleicht wollte er seine bleibende Verbundenheit mit seinem Volk noch einmal unmißverständlich zum Ausdruck bringen, als er wenige Jahre vor seinem Tod zur jüdischen Religion zurückkehrte. (Für sein Begräbnis wünschte er die Konzelebration eines Rabbiners mit einem katholischen Priester.)

Die frühen Werke Picards sind aggressive, einseitige Anklagen der dekadenten bürgerlichen Kultur seiner Zeit und stehen dem Expressionismus nahe. Die Erstlingsschrift „Der Bürger“ (1914) ist eine Abrechnung mit dem verhaßten Lebensstil der Elterngeneration. Picard zeigt sich aber auch als feiner Beobachter. Aus Angst vor echten Gefühlen, heißt es etwa, „organisiert der Bürger z. B. das Mitleid in ordentlichen Hilfsaktionen, die jederzeit bereit sein müssen, damit er von persönlicher Gefühlsübertreibung befreit ist“. Auch die repräsentative bürgerliche Kunstströmung wird von Picard bekämpft, der damit das „Ende des Impressionismus“ (1916) herbeiführen will. Der Hauptvorwurf besteht darin, daß der Impressionismus im Oberflächlichen verharre und nicht zum Wesen der Dinge vordringe. „Das Zentralorgan sollte so funktionieren, als ob es ein Sinnesorgan wäre: Rasch und leicht sollte es alles auffangen und alles wieder abwerfen.“ Interessante Bemerkungen dieser Art werden aber durch die polemische Grundtendenz des Werks völlig in den Hintergrund gedrängt. Letztendlich sieht Picard diese Kunstströmung als „Ausdrucksform einer Zeit, die nichts glaubt“, und findet damit die Grundformel für seine weiteren pessimistischen Gegenwartskritiken. Einzig die Volkskunst („Expressionistische Bauernmalerei“, 1918) und die religiöse Kunst des Mittelalters („Mittelalterliche Holzfiguren“, 1920) verherrlicht Picard als beispielhafte Kunst.

Inwieweit persönliche Leiderfahrungen Picards fundamentalen, weltumfassenden Pessimismus mitprägten, läßt sich nicht feststellen; die furchtbaren Ereignisse des Ersten Weltkriegs und die politischen Umwälzungen danach taten dies auf jeden Fall. Picard stand mit seiner Klage über den Kulturverfall auch keineswegs allein da. Die jungen Expressionisten hatten das Thema angeschlagen, und Oswald Spengler brachte mit seinem „Untergang des Abendlandes“ (1918) die

Stimmung auf den Punkt. So gesehen waren Picards Kritiken mehr Symptome ihrer von Zerstörung, Angst und Unsicherheit geprägten Entstehungszeit als deren Analyse.

Picard, der sich inzwischen in die Einsamkeit des Tessins zurückgezogen hat, vertieft sich weiter in die so verhaßte Gegenwart und schafft so seinem Pessimismus immer neue Nahrung. Wie ein alttestamentlicher Prophet verurteilt er in „Der letzte Mensch“ (1921) und „Die Flucht vor Gott“ (1934) den Abfall von Gott in allen Lebensbereichen und ruft seine Zeitgenossen zur Umkehr auf. Durch das Aufkommen des Nationalsozialismus sieht sich Picard in seinen schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Hitler wird ihm zur Verkörperung der gottfernen, unmenschlichen Welt, die er seit Jahren beschreibt. In der während des Weltkriegs fertiggestellten Studie mit dem aufseherregenden Titel „Hitler in uns selbst“ (1946) warnt Picard davor, die Schuld für die grauenhaften Ereignisse der letzten Jahre auf das NS-Regime abzuwälzen. Weil er aber den Nationalsozialismus letztlich metaphysisch deutet, wird das Buch auch heftig angegriffen. In den Abschnitten über den Mißbrauch der Sprache durch die politische Propaganda und die Entwurzelung des modernen Menschen finden sich überraschende Parallelen zu Simone Weils Schrift „Die Einwurzelung“. Picard hält die wegen ihrer Verschmelzung von christlichem und marxistischem Gedankengut umstrittene Philosophin übrigens für eine „heiligmäßige Gestalt“ und entzieht sich damit endgültig jedem simplifizierenden Lagerdenken.

In den folgenden Jahren ist bei Max Picard ein spürbarer Wandel festzustellen. Er löst sich von seiner ausschließlich negativen Schweise der Gegenwart und seiner Verklärung der Vergangenheit. Es klingt fast wie eine Selbstkritik, wenn er schreibt: „Es ist falsch, die Gegenwart neben die Vergangenheit zu stellen und sie mit ihr zu vergleichen, man nivelliert und bagatellisiert sie so. Die Gegenwart ist das durchaus Besondere, nicht zu Vergleichende, in sie sind wir hineingestellt, damit wir sie haben.“ Vielleicht denkt er auch an seine eigene, oft schon monomanische Schwarzseherei, wenn er dem Pessimismus Mitschuld gibt an der realen Zerstörung der Welt. „Man sieht – so ist heute die Struktur des Sehens – auf

ein Phänomen nur in der einen Richtung, in der es sich gerade bewegt, also hier ... nur in der Richtung der immer mehr zunehmenden Zerstörung, zum Ende hin. Ein solcher Blick ist steril, weil er nur der einen Linie, der Linie zum Maximum hin, folgt. Das Gefährliche ist, daß ein solcher Blick das Ende nicht nur sieht, sondern auch erzeugt. Man übersieht die helfenden Möglichkeiten, die von einer anderen Richtung her kommen und die Zerstörung aufhalten können.“

Eines seiner schönsten und originellsten Bücher widmet Picard gänzlich einer solchen „helfenden Möglichkeit“, der „Welt des Schweigens“ (1948). Picard tadelt zwar Journalisten, Politiker und moderne Literaten, daß sie das Wort zum „Wortgeräusch“ degradieren, starrt aber nicht mehr gebannt auf diese Mißstände der Zeit, sondern vertieft sich vielmehr in das „Urphänomen“ des Schweigens. An den vielzitierten Einleitungssätzen deutet sich die Tragweite der Untersuchung an: „Das Schweigen besteht nicht nur darin, daß der Mensch aufhört zu reden. Das Schweigen ist mehr als bloß ein Verzicht auf das Wort, es ist mehr als bloß ein Zustand, in den der Mensch sich versetzen kann, wenn es ihm paßt. Wo das Wort aufhört, fängt zwar das Schweigen an. Aber es fängt nicht an, weil das Wort aufhört. Es wird nur dann deutlich. Das Schweigen ist ein Phänomen für sich.“ In einer faszinierend einfachen, bildkräftigen Sprache schreibt Picard seine Beobachtungen nieder. „Im Winter ist das Schweigen als etwas Sichtbares da: der Schnee ist das Schweigen, das sichtbar gewordene Schweigen. Der Raum zwischen Himmel und Erde ist besetzt von ihm, Himmel und Erde sind nur Rand des schneeigen Schweigens.“

Die Besinnung auf das Schweigen führt Picard weiter zum Nachdenken über die Sprache. In „Der Mensch und das Wort“ (1955) sieht er die Sprache als Welt für sich, die dem Menschen vorgegeben ist, und knüpft damit an Ideen Hamanns und Humboldts an. Die letzten Aufzeichnungen Picards kreisen um das dem Menschen Vorgegebene und um das Mehr (im Sinn von: über das Nützliche, Zweckmäßige hinausreichend), das darin enthalten ist.

Picards Zeitkritiken mit ihrer polemischen

Grundtendenz sind inzwischen wohl zu Recht vergessen und nur noch für den Historiker interessant. Mehr Beobachtung verdient sein Spätwerk, nicht nur wegen des philosophischen Gedankenguts, sondern weil es viele stilistisch brillante Miniatur-Prosaskizzen enthält. Am unmittelbarsten berührt heute vielleicht, wie sich Picard allmählich vom radikalen Kulturpessimismus im eigenen Innern losgelöst und positiven Phänomenen zugewendet hat.

Ohne Zweifel macht sich in letzter Zeit verstärkt „apokalyptisches“ Gedankengut und Lebensgefühl breit, und das nicht nur, weil ein Jahrtausend zu Ende geht. Die schon alltäglichen Schreckensmeldungen von der rasch fortschreitenden Ausrottung der Tierarten und Plünderung der Ressourcen, von immer neuen Umweltkatastrophen, vom Aufkommen radikaler und fundamentalistischer Strömungen in Religion und Politik, von Terroranschlägen und Kriegen mit grausamen Übergriffen auf die Zivilbevölkerung stürzen viele Intellektuelle in lähmende Trauer und tiefe Verzweiflung und nähren ihre Befürchtung, daß es schlecht enden wird mit der Welt. Hier liegt die bleibende Aktualität von Picards Einsicht, daß uneingeschränkte, blinde Gegenwartskritik letztendlich die Zerstörung der Welt nicht nur nicht aufhält, sondern im Gegenteil diese mitbewirkt.

Noch deutlicher als Picard nimmt Georg Simmel, der erst heute in seiner Bedeutung erkannt wird, die „Apokalyptiker“ in die Verantwortung. Bereits 1900 weist der Berliner Philosoph und Soziologe auf den Zusammenhang von pessimistischer Weltanschauung und realer Zerstörungslust hin. Die fortgesetzte Rede vom katastrophalen Zustand der Welt, hinter der eine „sublime Grausamkeitslust“ stecke, sei als „Herabsetzung und Entwürdigung der Dinge nur eine vergeistigte Form der Zerstörung ihrer Realität“. Katastrophenjournalismus und Weltuntergangphilosophien als Kriege mit anderen Mitteln?! Wie eng Kulturpessimismus und reale Zerstörungslust tatsächlich beisammenliegen können, hat im Frühling 1995 die japanische Aum-Sekte mit ihren Giftgasanschlägen bereits vorexerziert.

Friedrich Buchmayr